

Die Galapagos Inseln

Ziemlich unbeachtet lagen sie bisher für Stillen Ozean, 600 Meilen von der Küste von Ecuador und nun sind sie der Mittelpunkt der allgemeinen Beachtung geworden, weil die Vereinigten Staaten sie ihrer Beachtung gewürdigt haben. Und nun fragt sich die Welt: „Was ist denn los mit den Galapagosinseln?“ und in Ecuador hat das Volk patriotische Redenzjungen bekommen und glaubt, gar nicht mehr ohne die Inseln leben zu können, um die es sich bisher gar nicht gekümmert hat. Es ist eine ganz niedliche Gruppe vulkanischer Inseln und Inselchen, 15 große und 40 kleine mit einem Gesamtflächeninhalt von 2400 bis 3000 Quadratmeilen. Mehr oder weniger bekannt oder unbekannt, selbst ihre Namen sind etwas unsicher, weil sie verschiedentlich umgetauft wurden, was freilich die Nordamerikaner nicht hindert, ihnen beliebige englische Namen beizulegen und die von der Regierung von Ecuador nach allerhand Umständlichkeiten im Jahre 1892 festgesetzten Namen einfach als nicht vorhanden anzusehen. Warum übrigens die Herren Ecuadorenser die Inselgruppe „Colon“ zu Ehren von Columbus benannt haben, ist freilich auch nicht recht ersichtlich, denn der gute Columbus hat doch weder etwas mit den Inseln zu thun, noch hat er überhaupt eine Ahnung von ihrem Dasein gehabt. Jedenfalls sind sie erst nach der Eroberung von Peru durch Pizarro entdeckt worden, d. h. von den Spaniern; die alten Peruaner haben sie, der Ueberlieferung zufolge, schon lange vorher gekannt und auch ausgenutzt. Soll doch der Inca bei dem Empfange des Eroberers einen Mantel aus einem Fell getragen haben, das ausnahmsweise ein Pferdeseil war, und da man in Peru noch keine Pferde hatte, so geht die Annahme wohl nicht fehl, daß es ein Seehundsfell gewesen. Die Entdeckung durch die Spanier war ein Zufall. Der Bischof Berlanga, der von Panama aus nach Peru geschickt wurde, um sich über das Thun und Treiben Pizarro's zu erkundigen, wurde nach den Inseln verschlagen und nahm natürlich im Namen seines Königs und des heiligen Kreuzes Besitz von allem, was er sah und was er hätte sehen können. 1570 erschienen sie in einem Berichte nach Spanien unter dem Namen Galapagos, den sie bis jetzt beibehalten haben, trotz der Umtaufung durch die Regierung von Ecuador. Später dienten sie Seeräubern als Schlupfwinkel und nach dem Falle der spanischen Herrschaft fielen sie der Vergeßlichkeit anheim, bis im Jahre 1852 ein Mann aus Louisiana, Willard, der seine Heimath nach ihrem Verlaufe an die Vereinigten Staaten verkaufen wollte und in die Dienste Ecuador's getreten war, die Inseln wieder in Erinnerung brachte und im Namen seines neuen Landes in Besitz nahm. Eine Befriedelung der Inseln war aber nicht von Dauer und die einzige An siedelung auf der Insel Albemarle ging durch einen Aufstand dorthin verbannter Sträflinge zu Grunde. Später siedelten sich auf der Insel Cristobal Leute aus Ecuador an, die sich hauptsächlich der Zucht und Obstzucht widmeten. Diese An siedelung besteht jetzt aus etwa 200 Personen.

Die Inseln verdienen übrigens keineswegs die Vernachlässigung, mit der sie in Ecuador bestraft wurden. Thier- und Pflanzenreichthum ist infolge des vulkanischen Bodens und der milden Luft sehr ergiebig für den Bauer wie für den Jäger. Die wilden Rinder und Esel, die Nachkommen der früher eingeführten zahmen Thiere, haben sich sehr vermehrt und werden auf der Hauptinsel Albemarle auf etwa 40,000 Rinder und 20,000 Esel geschätzt. Seehunde finden sich sehr zahlreich und Zuder und Obst gedeihen prächtig. Das berühmteste Thier freilich, die großen Schildkröten Galapagos, von denen die Inseln einst wimmelten, sind stark zusammen geschmolzen und Prachtthiere von 600 Pfund sind sehr selten geworden, ja selbst solche von 40 bis 50 Pfund sind schon schwer zu finden. Es ist ihnen aber auch gar arg mitgespielt worden. Da sind einmal die Schildkrötenjäger, die in geradezu unverantwortlicher Weise hinter den armen Thieren her sind, um ihnen das Del abzuzapfen, wovon die mittelgroßen 5 bis 6 Gallonen enthalten im Werthe von 75 Cents die Gallone. Und dann die wilden Hunde, die truppweise auf den Inseln umherschweifen und eine ganz abgefeimte Weise bei der Schildkrötenjagd in Anwendung bringen. Die Schildkröte ist nämlich so vorsichtig, sich beim Nehen eines Hundebulles unter ihrem Schilde zurückziehen. Die Hundeviecher sehen sich nun im Kreise um ihr Opfer herum und warten in aller Seltsamkeit, bis das arme Thier sich sicher glaubt und versuchsweise ein Bein hervorstreckt. Das wird sofort gepackt und dann geht die Balgerei los, die natürlich mit der Vernichtung des Opfers endet.

Unter dem Pflanzenwuchs der Inseln verdient die Färberwurz (Rocella tinctoria), spanisch Orzila, besondere Beachtung. Ferner gedeiht der Kaffee und die Apfelsine geradezu in üppiger Weise in dem wüstenhaften

Klima. Und die Gewässer um die Inseln wimmeln von Fischen, Hummern und Austern. Herz, was begehrt du mehr?! Die Inseln sind also keineswegs so wertlos, wie sie von manchen Seiten aus dargestellt werden; es braucht nichts weiter als sie zu besiedeln und nur vernünftig zu behandeln und zu bebauen. Vielleicht sind die Herren von Ecuador jetzt so schlau und hollen nach, was sie bisher veräußert haben. Oder sie sollten uns den ganzen Krempel verkaufen.
Karl Gundlach.

Diebstahl im Palais Fürstenberg.

Aus Wien wird berichtet: Im Hause der Fürstin Leontine Fürstenberg, der Gemahlin des Fürsten Max Egon Fürstenberg, wurde ein großer Diebstahl entdeckt, der schon vor Monaten begangen war und durch geschickte Fälschungen geheimgehalten wurde. Die Diebin ist die Frau des Thürstehers des fürstlichen Palais in der Jaquingasse, Johanna Martonosi und ihr Mann. Beide sind bereits verhaftet. Die Fürstin wollte vor einiger Zeit aus Anlaß einer bevorstehenden Festlichkeit ihr Brillantendiamant, das einen Werth von einer halben Million Kronen repräsentirt, einer Prüfung unterziehen und entdeckte dabei, daß drei Brillanten herausgebrochen und durch falsche Steine ersetzt waren. Sie revidirte nun ihre übrigen Schmuckgegenstände und fand, daß bei zwei Ohrgehängen und zwei Ringen die Brillanten durch täuschende Imitationen ersetzt waren. Nach dem Ergebnisse der geheim betriebenen Nachforschungen hat die Frau des Thürstehers die Brillanten aus dem Schmuckgegenstand herausgebrochen und durch Nachahmungen ersetzt. Insgesamt hatte sie 16 Solitare aus dem Diamant herausgenommen und daraus Broschen machen lassen, die sie versteckt. Der verursachte Schaden beträgt 25,000 Kronen. Im Verlaufe hatte die Diebin 6000 Kronen erhalten.

Für den Reichstagsabgeordneten jetzt nur noch 11.25 Mark übrig.

Aus Berlin wird geschrieben: Eine tragikomische Erbschaftsgeschichte ist dieser Tage im Foyer des Reichstages viel belacht worden. Im Kreise Stuttgart, so erzählt man, starb kürzlich ein Schneidermeister, der von der Lebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit seines Reichstagsabgeordneten so begeistert gewesen war, daß er diesen zum Universalerben eingesetzt hatte. Der also ganz unerwarteterweise bedachte Erbe hatte keine Ursache, die Annahme der Erbschaft auszuschlagen, und erhielt nach Abzug von Erbschaftsteuer, Stempelgebühren u. s. w. rund 1400 Mk. in Baar ausgezahlt. Einige Zeit danach erschien nun in seinem Hause eine älteste Frau, in sichtbar trauerndem Schwarz gekleidet, und legitimirte sich als die seit Jahren separatirte Ehefrau des verstorbenen Schneidermeisters. Sie hatte zwar kein gesetzliches Anrecht an dem Nachlaß ihres „Seligen“, hoffte aber, daß man ihr moralisches Recht gelten lassen werde. Der Erbnachfolger, ein vornehm denkender, praktischer Sozialist und Christ, zahlte ohne Weiteres 700 Mk. an die „trauernde Wittwe“ aus.

Kurze Zeit darauf kam ein amtliches Schreiben des Magistrats der Stadt G., worin nachgewiesen wurde, daß der verstorbene Schneidermeister jahrelang Armenunterstützung erhalten habe, die nunmehr aus der Erbschaftsmasse in Höhe von 400 Mk. zurückgefordert werden. Blieben dem Universalerben noch 300 Mk. Dieses Geschäft war taum erledigt, da ging ein rundliches, mehrere Kilo schweres Nachnahmepaket vom Kremlatorium in G. ein, das mit der netten Summe von 288.75 Mk. einzulösen war. Denn der in seinem Leben durchaus modernen veranlagte Meister von Zwirn und Nadel hatte sich auch noch verbrennen lassen. So ist denn das Universalerbe zusammengeschrumpt auf 11.25 Mk. und einen todtten Schneider im Glase. Ob die 11.25 M. nächster Tage nicht auch noch abgeholt werden?

Von einem Löwen getödtet.

Im Asenborn bei Kaiserslautern giebt zur Zeit die Menagerie Wieser Vorstellungen. Um seinen Muth zu zeigen, begab sich nun der 30jährige Friseur Peter Feierabend in einen Löwentäuf und vertrat den Thierbändiger. Kaum hatte er seine Arbeit beendet, als sich plötzlich ein Löwe auf ihn stürzte und sich am Hintertopf seines Opfers festbiß, so daß Theile des Gehirns herausstraten. Sofort wurde mit aller Macht eine eiserne Stange der Bestie zwischen die Zähne gestöckt. Nach vieler Mühe gelang es schließlich, den Rachen des Thieres zu öffnen, so daß Feierabend dem wüthenden Thier entrisen werden konnte. Der Bedauernswerthe wurde sofort in das Krankenhaus nach Kaiserslautern gebracht, wo er seinen Verletzungen erlegen ist.

Bädogonisches.

Gymnosial = Professor: „Welch herrliche Natur! welch' Sonnen tag! Wie die Früchte prächtig reifen! ... Ich werde meine Sekundaner den bestreffenden Pappus aus Goethe's „Her mann und Dorothea“ auswendig lernen lassen, damit sie auch etwas von diesem Prachtommer haben.“

Die Eisenbahn der Leichname.

Unter der Ueberschrift: „Die Eisenbahn der Leichname“ veröffentlicht die „Ruktoje Slowo“ ein Stimmungsbild, das ihnen aus dem Pestgebiet zugeht und die Pest in ihrer ganzen Grausamkeit schildert:

Ein Bild von dem chinesischen Bahnhof zu Juan... die Eisenbahn, die mehrere Stunden durch ein riesiges Gebiet ohne Unterbrechung gefahren ist, soll eben auf den Bahnhof einlaufen. Man wartet, da eine Verspätung an der Tagesordnung ist. Auf dem Bahnhof wondeln grausige Gestalten, Eisenbahnbeamte, die über und über mit Westmästen bedeckt sind... Der Zug kommt aus dem Gebiete, wo die Pest am schrecklichsten wüthet. Endlich fährt der Zug langsam, ächzend und stöhnend auf dem Bahnhofs ein. Man ist gewöhnt, daß sich dann schnell die Thüren öffnen und die Leute, froh, diese lange Fahrt überstanden zu haben, schnell aus den schmutzigen Eisenbahnabtheilungen springen. Der Zug führt nur Wagen geringster Sorte und Ausstat tung, da nur arme Leute diesen Zug benutzen. Er macht einen erschredenden Eindruck, und man glaubt, daß die Pest um ihn schwebt, als er endlich mit krächemdem Geräusch stehen bleibt. Nichts rührt sich... man wartet, ob nicht an diesem belebten Bahnhof ein Mensch aussteigen wird. Aber alles bleibt todt. Die Schaffner in ihren schaurigen Mästen fangen nun an, laut zu schreien: „Juan! Aussteigen!“ Aber niemand ist zu sehen... Die Schaffner laufen an den Wagen entlang und öffnen die Thüren. Dabei rufen sie unausgesetzt: „Juan! Juan!“ Es scheint, als ob der Zug leer wäre. Man sieht aber an den Fenstern Kleidungsstücke hängen, die davon Zeugnis ablegen, daß Passagiere in dem Zug vorhanden sind. Bevor der Stationsvorsteher das Zeichen zur Abfahrt gibt, kommt ihm ein Argwohn, was diese eigenartige Stille bedeuten sollte. Selbst mit einer Westmaste angethan, ruft er die anderen Eisenbahnbeamten herbei und spricht mit ihnen leise. Dann gehen sie an die geöffneten Thüren, durch die Aechzen und Stöhnen dringt. Sie steigen die Stufen hinauf und sehen in die Wagen hinein. Entsetzt fahren sie zurück, denn es bietet sich ihnen ein furchtbarer Anblick. Der „schwarze Tod“ hockt als graufiger Gast auf den Holzbänken der Eisenbahnwagen und hat den größten Theil der Passagiere bereits mit seiner furchtbaren Sichel gefaßt. In den wenigen Stunden, in denen die Eisenbahn durch die Pestgebiete fuhr, sind fast die Hälfte der Passagiere der Krankheit erlegen, so daß der Eisenbahnzug fast nur Leichen befördert hat. Die anderen, die noch nicht vom Tode dahingerafft worden sind, sind ihm aber trotzdem schon verfallen, denn die fürchterliche Krankheit hat auch bereits sie ergriffen. Darum die Stille, als der Zug

auf dem Bahnhof einfuhr; darum das Schweigen des Todes in allen Wagen. Die ungeheure Dampfmaschine, die sonst nur dem Verkehr dient, führte die Pest von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf. Es war im wahrsten Sinne des Wortes ein Eisenbahnzug der Leichname.

Gestern sind 18 Personen, darunter eine russische Frau, an Pest gestorben. Innerhalb der Eisenbahnzone der südmandschurischen Bahn sind seit dem Auftreten der Epidemie ungefähr 180 Todesfälle an Pest vorgekommen. Auf der ostchinesischen Bahn nehmen die Erpeth- und Postzüge Chinesen nicht mehr auf. Die Wagen der anderen Züge verlassen nicht das Bahngebiet und werden vor Aufnahme der Passagiere desinfizirt. In Charbin und auf den Nachbarstationen, ebenso auf der Südbahn werden Chinesen in die dritte und vierte Wagenklasse nicht mehr aufgenommen, in den anderen Klassen nur nach Desinfektion und ärztlicher Untersuchung. Auf dem Bahnhof Mandchuria müssen sich Chinesen, die nach Transbaikalien reisen, einer dreitägigen Beobachtung unterziehen. Während des letzten Monats ist kein Pestfall in Eisenbahnzügen vorgekommen.

Das Thal des Todes.

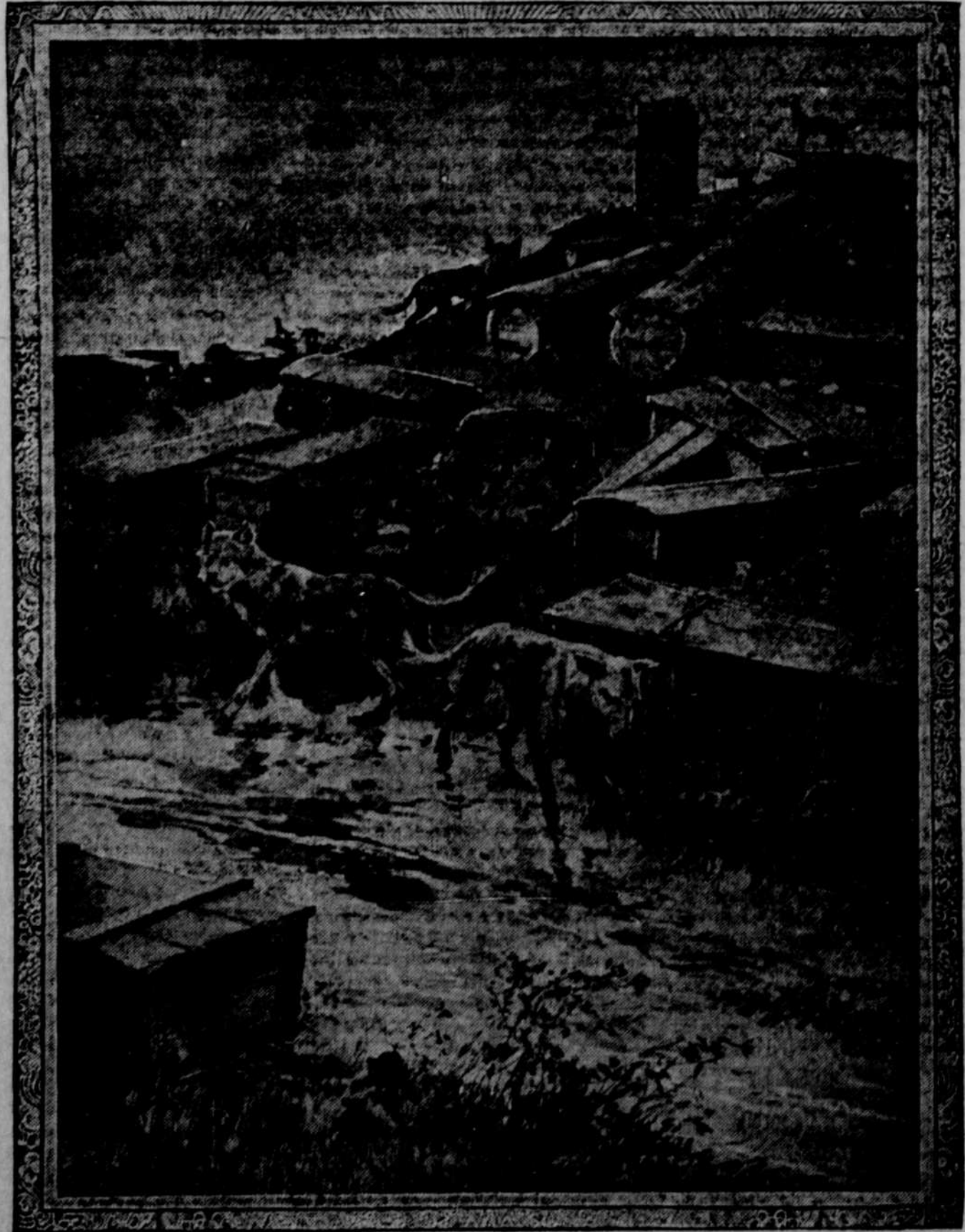
Das Pariser „Journal“ erhält von einem Franzosen, der vor Kurzem in Charbin weilte, eine erschütternde Schilderung der furchtbaren Pestepidemie, deren Schauplatz gegenwärtig die Mandchuria ist: „Was sich augenblicklich in Fuhstschjan, einer Vorstadt von Charbin abspielt.“ Schreibt er, „spottet jeder Beschreibung. Die Pest wüthet dort mit einer Wildheit ohnegleichen. Die Hauptstraßen werden durch Todte und Sterbende, die in ganzen Haufen umherliegen, versperrt; die Angestellten des Sanitätsdienstes haben keine Zeit, die Leichen nach dem sogenannten Friedhof und die Sterbestranten nach den sogenannten Hospitälern zu schaffen. Die Gleichgültigkeit der Chinesen gegen die Todten und die mit dem Tode Ringenden übersteigt alle europäischen Begriffe. Und diese Gleichgültigkeit ist bei ihnen nur logisch; die Pest ist eine Geißel, die Gott geschickt hat, um die sündigen Menschen zu bestrafen. Es wäre Blasphemie, wenn man sich Gottes Absichten widersetzen wollte. Die Epidemie wird aufhören, wenn der Rachedurst des höchsten Wesens gestillt sein wird; Gottes Zorn gegenüber nützen auch die Gebete der Menschen nichts. Krankheit und Tod zeigen sich hier mit allen Grausen und allem Entsetzen, das eine krankhafte Phantasio erinnern kann. An einer Straßenecke lauert ein Chinese in schmutzfarbenen Lumpen. Mehrere Male macht er den Versuch, sich zu erheben — vergebens, die Krankheit, die an ihm fröh, ist stärker als er. Er fällt zurück und windet sich in den Kengeln einer grauenhaften Agonie. Nachdem er große schwarze Blutklumpen ausgeworfen hat, streckt er

sich lang hin; sein Körper wird noch durch einige Zuckungen erschüttert und bleibt dann unbeweglich und starr; er ist todt. Die Passanten bleiben einen Augenblick bei dem Sterbenden stehen; ihr weltes Gesicht zeigt weder Mitleid noch Neugier; und sie gehen gleichgültig und nur an ihre eigenen Angelegenheiten denkend, weiter. Etwas weiter entfernt liegt am Fuße eines Pflastersteines ein Leichnam, halb bedeckt mit Straßenschutt und Hausmüll. Er ist infolge der bitteren Kälte starr und steif und gleicht einem Klotz, dem eine ungeschickte Hand eine menschliche Form zu geben versucht hat. Ein „Pestträger“ geht vorüber und wird von der furchtbaren Krankheit zu Boden geworfen; er läßt sich auf den Leichnam, auf den Rehrich fallen und wird hier verendend. Ein paar Schritte weiter unterhalten sich zwei chinesische Geldwechsler recht lebhaft, als wenn es in der ganzen Welt keine Pest gäbe, über ihre Geschäfte. Ein russischer Händler, der sie kennt, zeigt mit der Hand auf den mit dem Tode kämpfenden Pestkranken. Sie zuden mit den Achseln und sehen ihre Unterhaltung fort. Da sie sich jedoch durch das Todesröcheln des Unglücklichen belästigt fühlen, beginnen sie plötzlich roh und diabolisch laut aufzulachen und den Sterbenden in der grausamen Weise zu verböhen und zu beschimpfen; dann entfernen sie sich, nachdem sie ihm vorher noch in's Gesicht gespien haben. In abgelegenen Straßen und Höfen werden die Leichen einfach auf den Misthaufen geworfen; hier bleiben sie liegen, bis man sie abholt. In Kleiderregalen hüllen oder splitternackte Leiden liegen unter Klüdenabfällen, altem Papier und Stofflumpen aller Art. Viele tragen bei Tagesanbruch die Leiden ihrer Angehörigen nach irgend einem stillen Gäßchen, um dem mit Unkosten verbundenen Transport zum Friedhof aus dem Wege zu gehen. Sogar für Spekulation muß das große Sterben herhalten: chinesische Spekulanten sammeln die halb erfrorenen Leichen, die auf den Straßen liegen, und schieben sie in den Höfen ihrer Häuser wie Holzstücke auf, um dann, wenn die Angehörigen ihre Leichen zur Beerdigung abholen wollen, für die Aufbewahrung jeder Leiche etwa drei Mark zu verlangen.

Von dieser Sachlage ziehen selbstverständlich auch die Strafmarodeure Nutzen: sie rauben den auf der Straße liegenden Todten die Kleider, die sie am Leibe haben, und schneiden ihnen auch die Köpfe ab, um sie zu verkaufen oder für sich zu verwenden. Die Chinesen leisten den Pestkranken nicht die geringste Hilfe und finden es merkwürdig, daß die russischen Aerzte sich mit der Bekämpfung des Uebels so große Mühe geben. Jeder Chinese hat mit sich selbst zu thun, und die Pestkranken sind Gottes Sache. In der Nähe der Baracken, in welchen die Pestkranken liegen, hört man fortwährend hämmern, sägen

und hobeln; man verfertigt hier aus dünnen Brettern weiße Särge, die nach allen Ecken und Enden der Stadt hin verschickt werden. Jeden Tag werden ganze Haufen von Leichen in diesen Särgen vor die Stadt hinausgeschickt, um an einem Plage, der als Friedhof gilt, beigesetzt zu werden. Die Chinesen gehen mit ihrer Zeit und mit ihren Kräften recht sparsam um und graben daher für die Leichen gar keine Gräber. Die Särge werden ersten besten Gelegenheit wieder zu den einfach hingestellt oder vielmehr in buntem Durcheinander hingeworfen. Die Kälte vertritt die Leichentücher und bewirkt, daß die Leichen nicht so rasch in Verwesung übergehen. Wenn hier nicht bald Ordnung gemacht wird, wird der Frühling recht seltsame Dinge zu sehen bekommen. Von der Zahl der Särge, die auf dem „Friedhof“ herumliegen, kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß täglich hundert, hundertfünfzig und manchmal sogar zweihundertfünfzig Pestkranken sterben. Die Marodeure kriechen auf dem Ruheplatz der Todten umher wie Würmer in einem Leichnam. Sie zertrümmern die primitiven Särge und reißen die Leichen heraus, um sie mit einer wahrhaft bestialischen Gier auszusplündern. Sie verachten den Tod zu sehr, als daß sie sich durch seine bedrohliche Nähe einschüchtern lassen könnten. Nachdem sie eine Anzahl Särge ausgeraubt haben, ziehen sie als Händler durch die Straßen der Stadt suchen unter dem Singfang: „Kleider, Bretter, Kleider, Bretter!“ ihre Beute an den Mann zu bringen und kehren, sobald ihnen das gelungen ist, wieder zur Grabesstätte zurück. Wenn der Morgen graut, lassen sich ganze Schaaren geträgelter Kräben und Raben auf die nackten Leichen herab und machen diese ihrer Schaar von wilderer Sunde freitrag. Wenn sie von den Marodeuren gestört werden, fliegen die abscheulichen Vögel auf die Wipfel der nächsten Bäume, um bei ihrem Ras zurüdzufahren.

Er weiß Bescheid.
Freund: „Den schwarzen Anzug will ich Dir schon leihen, aber Sonntag muß ich ihn unbedingt zurück haben — schick mir also wenigstens den Pfandstein!“
Schwierige Sache.
Bürgermeister: „Ja, um's Himmelswillens, wie richtest Du denn das Protokoll zu?! Du hast ja den Federhalter verkehrt!“
Bauer: „Mit der spitzig'n Seit'n hab' ich es aa' scho' probirt — da geht's gar net!“
Deplatirte Redensart.
A. (in Erwartung eines Luftballons): „Jetzt hör'n S', wenn der bereis um drei in der Frühl' weggeflogen ist, dann könnt' er um elf Uhr doch schon da sein!“
B. (ärgertlich): „Ja glauben S' denn, der kann flieg'n!“
Trinker Lust.
„Wissen Sie denn auch, daß die Leidenschaft des Biertrinkens verderblich ist?“
„Das hat bei mir keine Gefahr, Herr Doktor! Ich habe 10 Kinder. Was trifft da auf eines?“
Ertaunt.
„Dem Maler Schmierle muß es erbärmlich gehen; er klagte mir heute, daß der Gerichtsvollzieher sein neues Bild gepfändet habe!“
„Ach, glauben Sie dem doch nicht! Der renommirt bloß!“
Kennzeichen.
Redakteur einer Zeitschrift zum andern: „Unser lyrischer Mitarbeiter, das muß aber eine recht traurige Nummer sein... da ist eine Einfindung von ihm, die hat er am Fasching-Dienstag gearbeitet!“
Sächsisches.
Unteroffizier (Sachse): „Was ist Ihr Vater?“
Einfähriger: „Deichhauptmann.“
„Ach was — sagen Sie doch einfach Obermeister der Bäderinnung!“ (Zeichhauptmann.)



Der offene chinesische Friedhof — eine der Hauptstätten für die Pest.



Denken Sie sich, liebe Freundin, heute Nacht hat mir eine Maus ein Bündchen meiner gesammelten Gedächtnisse zernagt! — Na, da hat also doch einmal jemand Gedächtnis an Ihren Wesen gefunden!